

Psychisch erkrankte Obdachlose in Berlin Leben unterm Radar

14.02.19 | 07:44 Uhr

4.000 bis 10.000 Menschen leben in Berlin auf der Straße. Über die einzelnen Schicksale weiß man in der Regel wenig, etwa wie es ihnen geht. Weit mehr als die Hälfte der Obdachlosen ist psychisch krank – doch oft lehnen sie jede Hilfe ab. *Von Oda Tischewski*

Wer häufig mit der U-Bahn-Linie 7 fährt, der kennt Stefan: Das dichte schwarze Haar hängt ihm wirr ins Gesicht, die Kleidung ist ungepflegt und riecht schlecht, Fahrgäste rücken auf ihren Sitzen ab, wenn er durch die Gänge schlurft. Obgleich er um Geld oder Essbares bettelt, wirkt er teilnahmslos und abwesend, oft spricht er halblaut vor sich hin.

Stefan ist obdachlos und seit vielen Jahren auf der U7 unterwegs. Sein Zustand hat sich in dieser Zeit immer weiter verschlechtert. [Dieter Puhl war bis Ende 2018 Leiter der Bahnhofsmision am Zoo.](#) Bei seiner Arbeit sind ihm immer wieder Menschen aufgefallen, denen ihre psychischen Probleme anzumerken waren. "Du unterhältst Dich mit jemand und fragst ihn, 45 Jahre und gar kein Zahn mehr, was ist denn mit Dir passiert?", erzählt Puhl, "und da lächelt er mich an und sagt: Ich hab mir meine Zähne vorgestern mit dem Schraubenzieher selbst gezogen."

Psychisch Kranke nicht wegsperren

Seit 2011 untersucht das Münchner Klinikum rechts der Isar die Zusammenhänge zwischen Obdachlosigkeit und psychischer Erkrankung in Deutschlands größter Wohnungslosenstudie, der sogenannten "Seewolf-Studie". Zu den Ursachen für die heutigen Zahlen liest man darin: "Nach Verabschiedung der Psychiatrie-Enquete 1975 wurde in Deutschland die Zahl der stationären Psychiatriebetten erheblich reduziert. [...] In den Anfangsjahren dieser Enthospitalisierungsmaßnahmen blieb es zunächst unbemerkt, dass ein Teil der chronisch psychisch Kranken in der Gemeinde nicht Fuß fassen konnten, sodass sie sukzessive in die Wohnungslosigkeit gerieten." Im Bemühen, psychisch kranke Menschen nicht in Einrichtungen "wegzusperren", entließ man sie also in ein selbstbestimmtes Leben, mit dem viele Betroffene allein einfach nicht fertig wurden.

Laut der "Seewolf-Studie" sind etwa 77 Prozent der Obdachlosen psychisch krank, die meisten davon abhängig von Alkohol oder Drogen, dann folgen Depressionen und Psychosen. Obdachlosigkeit und psychische Erkrankungen bedingen sich dabei gegenseitig: Nicht selten führt eine Depression zum Verlust der Wohnung. Aber auch das Leben auf der Straße, die Dauerbelastung durch Lärm und Stress, können erst krank machen.

Auf der Flucht vor der Psychiatrie

Der Psychiater Norbert Hümbts arbeitet seit Jahren in verschiedenen Hilfseinrichtungen für Obdachlose. Er bietet Gespräche an, psychiatrische Beratung und Betreuung, doch der Erfolg ist dürftig: Patienten gäbe es genug, doch sie kommen nicht zu ihm – nicht zuletzt, weil sie mit Psychiatrie in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht haben. "Ganz oft waren sie gegen ihren Willen in Behandlung oder haben das jedenfalls in schlechter Erinnerung, sie haben das als unangenehm empfunden und leider selten als hilfreich", sagt Hümbts, "sie erwarten eigentlich gar nichts von der Psychiatrie, man kann sogar sagen, viele sind auf der Flucht vor der Psychiatrie und wollen damit gar nichts zu tun haben."

Wenn die Betroffenen aber von sich aus keine Hilfe suchen, dann muss die Hilfe zu ihnen kommen. Norbert Hümb's vermittelt Sozialarbeitern psychiatrisches Grundwissen: "Ich mache Fortbildungen und habe ein Projekt gestartet, wo ich versuche, Fallbesprechungen zu machen mit Sozialarbeitern. Diejenigen, die den ersten Kontakt haben, sind eigentlich Sozialarbeiter oder Allgemeinmediziner."

Allgemeinmediziner wie zum Beispiel Jenny de la Torre, die mit ihrem Team in Mitte seit Jahren Obdachlose versorgt. Ihr wiederum fehlt es vor allem auf Seiten der Ärzte an Verständnis für die Situation der Obdachlosen: "Ich muss auch mit ganz normalen Krankheiten anders umgehen als bei ganz 'normalen' Menschen, die ganz normal leben: Normalerweise hat der Patient ein Zuhause, eine Arbeit, ist krankenversichert, hat eine Familie, es steht ihm alles zur Verfügung. Plötzlich hat man es aber mit jemandem zu tun, der *gar nichts* hat", erzählt de la Torre.

Mit viel Zeit kommt Vertrauen

Um die, die auf der Straße leben und gar nicht haben, kümmert sich seit Dezember 2018 auch Wolfgang Willsch als neuer Obdachlosen-Seelsorger des Erzbistums Berlin. Er lebt und arbeitet schon seit Jahren in der Gemeinschaft "Brot des Lebens" in Friedrichshain, hier lernt er seine Gäste

langsam kennen und gewinnt mit seiner herzlichen, aber bestimmten Art ihr Vertrauen.



Obdachlosen-Seelsorger Wolfgang Willsch

Ob und wann er dabei das Thema psychische Erkrankungen anspricht, überlegt Willsch sich dabei sehr genau, denn durch nur ein falsches Wort kann der fragile Kontakt mitunter abreißen. "Die Wege sind lang, zwei Jahre, manchmal fünf Jahre. Auch wenn jemand dann im Hilfesystem bleibt, wenn er Vertrauen gefasst hat, kann ich ja nicht einfach sagen, das war's", sagt Willsch. Einzelne habe er seit 20 Jahren im Blick.

Einer davon ist "Kuddel", geschätzt Ende 50, langes Haar, schwere Figur, kurzatmig und schlecht zu Fuß. "Kuddel" ist depressiv, leidet unter Angstzuständen und "innerer Unruhe" - die Ärzte haben auch eine Schizophrenie festgestellt, aber Kuddel glaubt nicht, dass er die wirklich hat.

Er lebt in einem Kreuzberger Pflegeheim, seine Tage verbringt er in kirchlichen Einrichtungen. Psychopharmaka unterdrücken seine Symptome, seither, sagt er, gehe es ihm besser. Sie tragen aber auch Mitschuld an seinem schlechten körperlichen Zustand. Wovor hat er Angst? "Dass ich im House of Life meinen Platz verliere." Dort soll gebaut werden. "Kuddel" sagt: "Vorher hatte ich meine eigene Wohnung, aber die habe ich verloren, weil ich allein nicht zurechtgekommen bin, mit der Ordnung. Ich habe zu viele Sachen gesammelt."



Thomas Götz, Landesbeauftragter für
Psychiatrie | Bild: privat

Behandlung immer eine gute Wahl?

"Kuddel" hatte Glück im Unglück: Dank des House of Life lebt er heute nicht auf der Straße. Daher kann er sich auch psychiatrisch behandeln lassen, denn für Obdachlose ist das schwierig: Sie halten sich kaum an regelmäßige Termine, und da sie nicht unter ärztlicher Beobachtung stehen, können ihnen

kaum Medikamente verschrieben werden.

Und psychiatrische Zwangsmaßnahme als letztes Mittel sind in Deutschland ein Tabu – nicht zuletzt aus historischen Gründen. Eine Unterbringung nach dem Psychisch-Kranken-Gesetz, im Volksmund "Zwangseinweisung", ist nur möglich, wenn ein Mensch sich selbst oder andere unmittelbar gefährdet. Aber tut das nicht jemand, der sich selbst die Zähne mit Schraubenzieher zieht? Thomas Götz, Landesbeauftragter für Psychiatrie, erklärt die Rechtslage: "Spontan würden die meisten sicher sagen, ja, das ist eine Eigengefährdung. Aber für eine Unterbringung nach PsychKG reicht das 'leider' nicht aus, denn es ist keine akute Eigengefährdung. Die Person droht jetzt nicht unmittelbar zeitnah zu versterben."

Dass die Gesetze hier so streng sind, ist richtig – darin sind sich alle einig, die regelmäßig mit der Materie zu tun haben. Zwangsmaßnahmen nehmen den Kranken jede Entscheidungsgewalt über ihr eigenes Schicksal – und ob eine Behandlung mit Medikamenten in jedem Fall das Richtige ist, daran hat Obdachlosen-Seelsorger Wolfgang Willsch seine Zweifel: Psychopharmaka können starke Nebenwirkungen auf Körper und Geist haben, die die Menschen mitunter noch hilfloser machen als zuvor. "Da muss man sich schon fragen, was ist der bessere Weg", sagt Götz, "manchmal besucht man dann ehemalige Gäste in Einrichtungen und denkt 'Oh oh'. Da verstehe ich dann auch jemanden, der sagt, da bin ich eigentlich lieber auf der Straße."

Sendung: Inforadio, 14.02.2019, 09:25 Uhr

Beitrag von Oda Tischewski